

Adolf Muschg: Ein Hase mit offenen Ohren für das Ungehörte und Unerhörte

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr geehrter Adolf Muschg, liebe Atsuko Muschg,

Es ist mir eine Ehre, hier vor ihnen zu stehen, und es ist uns allen eine Ehre, dass Sie, wertetes Publikum, so zahlreich erschienen sind, heute, wo in Zürich wieder so viel los ist, wo das Literaturhaus zum 20. Jubiläum seine Saison eröffnet, wo die Leute eine *lange Nacht* lang in die Museen schwärmen und in der Badi Enge ein Abend mit einer Synchronschwimm-Show veranstaltet wird.

Nun, bei Synchronschwimmen sind Auftritte von Duetten, die ausschliesslich von Männern dargeboten werden, nicht unbedingt ein Renner.

Vielleicht steigern wir heute ja, *horribile dictu*, die Quote dieser wenig beliebten Disziplin...

Lassen wir also durch den Strom meiner Rede Adolf Muschg und Gottfried Keller in einem synchronen Duett schwimmen!

(Und diese Synchronizität hat wahrlich nicht nur biografische Gründe, wie etwa den Umstand, dass Adolf Muschg mit einer Rede zu Keller jene Professur an der ETH für deutsche Literatur antrat, die Keller ausgeschlagen hatte, weil er, wie er seiner Mutter schrieb, lieber einen Posten hätte, „wo man nicht denken muss“. – Kann man sich Muschg eigentlich nicht denkend vorstellen?)

Nun. Hier stehe ich also, und schwimme ein wenig: natürlich nicht als Elias Canetti, dem man mit Festvorträgen das Bild von Gottfried Keller so verhagelte, dass er in seinem jugendlichen und „unwissenden Hochmut“ als 14-jähriger zornig gelobte, nie ein Lokalschriftsteller wie Keller werden zu wollen, aber ich stehe hier und schwimme ein wenig, weil mir Keller in der Schule ebenfalls verhagelt wurde, weil vom Lehrer „Die drei Kammacher“ und andere Novellen stets über den Kamm des gesunden Menschenverstandes gestrahlt wurden.

Mit Canetti ging es mir freilich nicht anders.

Nur mit Muschg wurde ich in der Schule verschont.

Vielleicht war das ein Glück.

Denn im Regal meiner Mutter stand damals ein Buch mit dem wundersamen Titel *Im Sommer des Hasen*. Vom Titel dieses Buches ging eine seltsame Anziehungskraft aus. Ja, gern wäre ich damals ein solcher Hase gewesen, gestreichelt vom Blick der Mutter, die mir von ihrer Lektüre des Buches wieder und wieder vorschwärmte.

Roland Barthes hat einmal gesagt: „Der Schriftsteller ist jemand, der mit dem Körper seiner Mutter spielt.“

Nun, Roland Barthes, der ein Leben lang mit seiner Mutter in einer Wohnung lebte, die ihm in einem Korb Esswaren an seinen Schreibtisch im oberen Stock hochschickte, Roland Barthes, der nach dem Tod seiner Mutter ein berührendes Buch über seine Trauer veröffentlichte, er konnte es sich erlauben, mit dem ödipalen Tabu in aller Freiheit zu spielen, wobei er sich über das Tabu mit einer Lust am Text und Lust am Sex hinwegsetzte, von der wir nur träumen können...

Und so frage ich mich: Will ich nicht immer nur von meiner Mutter gelesen werden?

Und ich frage: Wollen Sie, lieber Adolf Muschg, nicht immer auch, bis heute noch, von Ihrer Mutter gelesen werden, obwohl Ihre Kindheit überschattet wurde von der Schwermut der Mutter, die sich in den Schoss der Klinik flüchtete und Sie ins Exil eines Internats schickte?

in den Schmerz einer Ferne, die – zu unserem Glück – Ihren Blick auf das Eigene schärfte, so dass dieser Blick bis heute im Eigenen immer auch das Fremde und Befremdliche entdeckt.

In Ihrem Buch *O mein Heimatland* erzählen Sie, wie Sie nach der Zeit im Internat zurückkamen nach Zollikon und Ihre Mutter plötzlich am Klingelschild den Doppelname Muschg-Wild angebracht hatte, weil sie sich nach dem Tod Ihres alten Vaters mit einem neuen Mann verheiratet hatte. Den aber, den neuen Rivalen, vertrieben Sie mit störrischem Widerstand.

Das las ich staunend. Und staunte nicht schlecht, als Sie verrietten, dass das natürlich nur eine Erfindung sei. Eine Erfindung vielleicht, um sich Gottfried Keller nah und näher zu fühlen, dem genau dies

gelingen ist: Er vertrieb den neuen Mann seiner Mutter aus dem väterlichen Haus am Rindermarkt.

Diese Phantasie zeigt, wie tief sich die Lektüre von Keller in Ihr Herz und Hirn eingesenkt hat.

Und Ihr Buch über Keller wollte genau dies: Die innere Erfahrung freilegen, die Sie bei der Lektüre von Keller überwältigt und mit der eigenen Biographie, mit der eigenen Psyche und dem Unbewussten konfrontiert hatte, dessen literarische Sprengkraft Sie mit dieser Monographie über Keller freilegten, die letztlich auch eine raffinierte Autobiografie war.

Keller war nämlich nicht einfach jener Realist, wie man mir in der Schule vorführte, sondern ein Surrealist, der ein eigenes Traumtagebuch führte und darum wusste, wie tief unser Leben von den Träumen unterspült, vom freien Fluss der Assoziationen und Buchstaben entgrenzt wird. Als der Grüne Heinrich in der Schule brav die Buchstaben nachzeichnen und benennen sollte, nannte er das P starrsinnig immer nur „Pumpernickel“, was den Lehrer zur Weissglut trieb.

Verweist dieses P nicht auf die Initialen Ihres Psychoanalytikers, der sie in seinem Vor- und Nachnamen trug: Paul Parin?

Und hat die frühkindliche Lektüre des Kinderbuches „Hansi und Ume“ Ihrer Halbschwester, das in Japan spielt, nicht früh schon Ihr Herz eine Heimat in der Fremde suchen lassen, in jenem Japan, das Sie in Ihrem ersten Roman erkundeten?

Das Buch endet mit dem rätselhaften Satz: „Der Hase, heisst es, schläft mit offenen Augen. Es wird Zeit, dass er mit geschlossenen Augen zu wachen beginnt.“

In ihrem Buch *Der weisse Freitag* gestanden Sie vor zwei Jahren: „Mein gedrucktes Lebenswerk betrachte ich als abgelegte Haut, aber der letzte Satz aus meinem ersten Roman ist mir geblieben: *Der Hase, heisst es, schläft mit offenen Augen. Es wird Zeit, dass er mit geschlossenen Augen zu wachen beginnt.*“

Ja, meine lieben Damen und Herren, ist Muschg nicht ein Hase, der in der Flucht der Zeit virtuose Haken schlägt und uns dabei Keller immer ganz neu und unerwartet vor offene Augen führt?

Peter von Matt, der in einer frühen Arbeit das Feld der Psychoanalyse und Literatur untersuchte, fragte, weshalb sich eine ödipale Mutterbeziehung im Werk der Dichter mal so und mal anders Bahn bricht. Er fragte nach zwingenden Fallstudien. Und eine solche legte Adolf Muschg kurz darauf mit seiner Keller-Monographie vor.

Doch zwanzig Jahre später schlug er, Muschg, dieser hastende Hase, einen neuen Haken und lockte Keller ganz in die Gegenwart:

Adolf Muschg hat 1998 in seinem Buch *O mein Heimatland* eine überraschende Parallele zwischen Kellers Aversion gegen den polemischen Publizisten Ferdinand Locher und seiner eigenen Begegnung im Rahmen einer Kommission über die Verwendung des „Nazigoldes“ mit einem gewissen Politiker B. ausgebreitet, dessen Initiale so wundersam einen aktuellen Reim auf Locher bildet. Keller schrieb, wie Locher unter einem zerrissenen Banner „ein Volk in Blödigkeit“ verführt:

„Er findet, wo er geht,
die Leere dürft'ger Zeiten,
Da kann er schamlos schreiten,
Nun wird er ein Prophet;
Auf einen Kehricht stellt
Er seine Schelmenfüsse
Und zischelt seine Grüsse
In die verblüffte Welt.“

Damals, 1998, war die Zeit noch nicht so fern, als wir alle, wie ich als Kind, beim Bäcker meine Gipfeli mit einem Göpf bezahlten, mit der 10er-Note, auf der der Kopf des Dichters patriotisch prangte. Ein übergrosser Kopf, der auf dem zu kurz geratenen Leib sass. Doch Keller war kein Gnom, schon gar nicht ein Gnom von der Bahnhofstrasse, denn er hat wie kein anderer davor gewarnt, dass der Triumph des Kapitals die Idee des Schweizer Staates überschatten könnte: „Glücklicherweise gibt es bei uns keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlstand ist ziemlich verteilt; lass

aber einmal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschsucht besitzen, und du wirst sehen, was die für Unfug treiben; (...) dann wird es gelten dem Teufel die Zähne zu weisen.“ Daran dachte ich, als ich auf eine vergilbte Anzeige der SVP stiess. Im ersten Satz heisst es: „Der Kulturschaffende Thomas Hürlimann hält gemäss *Tages-Anzeiger* vom 24. Juni 1997 Christoph Blochers Rede *Die Schweiz und der Eizenstat-Bericht* für politisch dumm.“ Im Inserat wird Muschg als Autor gebrandmarkt, der „den Holocaust als Geschäft entdeckt“ und sich als Schweizer „in deutschen Fernsehsendungen, deutschen Zeitungen und deutschen Zeitungen“ hofieren lässt. Ausgerechnet aufgrund seines Essays „Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt“ wird Muschg mit dem Schweizer Nazidichter Jakob Schaffner gleichgesetzt, der sich den Deutschen andiente: „Schaffner war ein opportunistischer Kollaborateur. Und Muschg? – Zumindest ein opportunistischer Schwätzer.“

Man durfte, und darf vielleicht heute noch, wie unten links in einem Coupon zu lesen ist, beim Sitz der SVP, der damals in der Nüschelergasse 35 lag, Blochers Rede zu Eizenstat bestellen und muss nur ankreuzen:

deutsch / gratis – italienisch / gratis – französisch / gratis –
englisch / gratis.

Man musste also nicht mal einen Göpf in die Hand nehmen, um Muschg als Landesverräter kennenzulernen...

Adolf Muschg hatte den Mut, auf diese Inseratenkampagne mit seinem Buch eine Entgegnung zu setzen, die nicht minder scharf und unversöhnlich war wie Dürrenmatts Rede über die Schweiz als Gefängnis.

Nun, wiederum zwanzig Jahre später sitzt der alte Hase hier – was wird er uns erzählen? Wir warten gespannt. Denn Muschg ist ein Geist jenseits der Zeitläufte, ein Hase mit Ohren für das Ungehörte. Dem Hasenohr kann man kein X für ein U vormachen, um eine beliebte Wendung von Keller anzuführen – aber auch kein Ü für ein O.

Oft hat man es sich etwas leichtgemacht, Muschgs Buch über Gottfried Keller im Licht der Psychoanalyse abzuwinken, indem man den Auftakt über Kellers Verlust des väterlich phallischen

Spazierstocks anführte. Doch je weiter man liest, umso tiefer taucht man in Kellers Welt und in die Keller des Unbewussten hinab. Am Tiefsten taucht man in das Rätsel von Kellers Leben und Werk im letzten Kapitel ein, das um das Wort „grün“ kreist.

Das Fühlen der Funktion des Grünen und des Ü ist auch eine Hommage an den Halbbruder Walter Muschg und dessen Sicht der „tragischen Literatur“. Man umrundet in diesem Schlusskapitel Kellers ganzes Schaffen – ich kann das hier aus Zeitnot nicht so wenig referieren wie meine rauschhafte Erfahrung beim Lesen der Schlusszene von Muschgs Roman *Kinderhochzeit* im Val Mustäir oder die Erhellung bei einem zutiefst philosophischen Wurf eines Steines in den Weiher eines japanischen Garten im Roman *Löwenstern*. Noch auch vom raffinierten Einfall im Stück „Kellers Abend“, in dem der Staatsschreiber kein einziges Wort sagt und nur zum Schluss Stühle zertrümmert. Ach. Ach, Ach und Ach!

Aber ich kann davon berichten, wie hellhörig diese Deutung von Kellers grünendem Ü meine eigenen Hasenohren machte und wie ich in einem beiläufigen Satz merkte, wie die fühlende Tiefe des Ü ins Staunen des O überführt – so beginnt ein Kapitel im *Grünen Heinrich* mit dem Satz: „Der Frühling war gekommen; schon lagen viele Frühpflanzen, nachdem sie flüchtige schöne Tage hindurch mit ihren Blüten der Menschen Augen vergnügt, nun in stiller Vergessenheit dem stillen Berufe ihres Reifens, der verborgenen Vorbereitung zu ihrer Fortpflanzung ob.“

So also schleicht sich das unheimliche Wissen der Dichter in die Sprache. So gelangt das O in den Echoraum des Ü wie die Zweite Fassung des *Grünen Heinrich* in den Echoraum der Ersten Fassung – oder Muschgs letzter Roman *Heimkehr nach Fukushima* in den Echoraum von *Im Sommer des Hasen*.

Damals schickte eine Schweizer Firma sechs Autoren nach Japan um ein Buch als Marketingtool in Umlauf zu bringen. Die Autoren in Japan erinnern dabei weniger an Keller in Berlin als an Martin Salander bei seiner Rückkehr, seiner Heimkehr in die Schweiz, in der die opportunistischen Brüder Weidelich mit dem Würfel bestimmen, welcher von ihnen in die fortschrittliche und welcher von ihnen in die rückschrittliche Partei eintritt.

Im Sommer des Hasen ist all dies im Marketing eingepreist. In *Heimkehr nach Fukushima* hat das Kapital dazugelernt. In der „Gesellschaft des Spektakels“ lockt man einen Architekten nach Fukushima. Hier soll er in einer vollkommen pervertierten Idee der Avantgarde eine Künstlerkolonie im verstrahlten Gelände errichten. Eine Vorhut der Kunst im Geist eines Monte Un-Verità... Der Protagonist erfährt im verstrahlten Gelände von Fukushima plötzlich die Lust der Liebe mit seiner japanischen Begleiterin und bildet mit ihr, nachdem sie die Schutzanzüge gegen radioaktive Strahlen abgestreift haben, in der erotischen Vereinigung: eine Schildkröte.

Im Sommer des Hasen lieben sich einer der Schweizer Autoren und Yoko: „Sie massen ihre schmale Leibesfläche aus, bauten zusammen alle Tiere der Welt, tief gebeugte, hoch gebuckelte, zwei- und einköpfige, drohend aufgeworfene, hässlich gespreizte und sittsam dahinschwimmende.“

So bilden sie, wie es heisst, ein „Tausendtier“.

Ja, Sie sind, lieber Adolf Muschg, ein Tausendtier mit tausend Argusaugen, die unseren politischen Alltag verfolgen und mit unerhörten Parallelen die Vergangenheit ins Jetzt tragen, wobei sie schon 1998 die Möglichkeit einer Abwahl von Bundesrat B. prophezeiten: Ja, sie sind ein Tausendtier, das die Wirkkraft des eigenen Werkes überblickt und deutet.

Doch zum Glück ist Ihr Werk klüger als Sie.

Es lockt uns bis heute in verstrahlte Zonen, in denen, von der Erotik der Sprachmacht, von der Erotik des Denkens verführt, jeder Leser seinen Schutzanzug ablegen muss, um das Liebesspiel der Wörter und Buchstaben, das Sinnliche der Sprache und die Sinnhaftigkeit der Bilder geniessen zu können:

Es muss ja nicht der Körper der eigenen Mutter sein, mit dem man dabei spielt, aber es sind die Glieder, die Satzglieder der Muttersprache, deren Leib sich in der Berührung mit Ihren weichen und vielleicht auch weiblichen Ohren wieder und wieder weitet: „Auf fast ganz weibliche Weise schlüpfte Heinrich in die Grundsätze derer hinein, die er liebte“, heisst es im *Grünen Heinrich*.

Vielleicht wendet sich ihr Schreiben, so denke ich, auch an den Vater, neben dem Sie einst in der Kronenhalle sassen, wenn er Texte redigierte. Damals lernten sie das ABC mit den Wappensprüchen der Zürcher Zünfte. Die Buchstaben füllten die Stille. Und vielleicht füllen Ihre Bücher bis heute die Leere dieser Stille und die Lücke, die der frühe Tod des stumm dasitzenden Vaters hinterliess. In der Tat: Anstatt den Vater zu töten, bauen Sie, in einer neuen Wendung des ödipalen Schicksals, Ihre Vaterfiguren in weiblicher Weise in Ihr Werk ein:

Sie haben das in *Der Weisse Montag* mit Goethe, in *Fukushima* mit Adalbert Stifter und in ihrem gesamten Werk mit Gottfried Keller vorgemacht. Dabei verwandelt sich das Werk der alten Dichter, dabei verwandelt sich, von Buch zu Buch, Ihr eigenes Werk: In weiblicher Weise! Denn Sie sind, trotz ihres Geschlechts, (wie der grüne Heinrich selbst) auch eine der vielen Töchter von Gottfried Keller!

In diesem mannweiblichen, in diesem kindlichen Spiel mit dem Körper der Mutter verwandelt sich jeder Buchstabe, das Ü in das O, das P des Pumpernickels in das B jenes „buseligen“ Mädchens, von dem sich Gottfried Keller in seinem Traumtagebuch küssen liess.

Dieses „buselige“ B ist so sinnlich wie jenes B, das Keller in seinem Liebestaumel für die Berlinerin Betty Tendering über eine ganze Manuskriptseite tanzen lässt: „tibetti tibetti, Bbettyttybetti, Bethly, Bethely, Bettly Bettly..., Bettchen?..., Betty bitte!“

In diesem Sinn war diese Rede mein „Bittibätti“, dass Sie, lieber Adolf Muschg, vor der unerhörten Lust, die mir Ihr Schreiben bereitet, Ihre Ohren eines ewig jungen Hasen vor meiner Laudatio nicht verschliessen mögen.

Vielen Dank!